in: Franz, Hans-Werner; Howaldt, Jürgen; Jacobsen, Heike; Kopp, Ralf (Hg.) 2003: Forschen – lernen – beraten. Der Wandel von Wissensproduktion und –transfer in den Sozialwissenschaften. Berlin: edition sigma, S. 71-91

Wie verwendet man Wissen, das sich gegen die Verwendung sträubt?

Eine professionssoziologische Neubetrachtung der Theorie-Praxis-Diskussion in der Soziologie[1]

Stefan Kühl

> *„Wir haben zu viele Soziologen und Politologen. Wir brauchen mehr Studenten, die sich für anständige Berufe entscheiden, die der Gesellschaft nützen."*
> (der spätere Bundeskanzler Helmut Schmidt 1968)

Die Klage darüber, dass soziologisches Wissen in der Gesellschaft nicht hinreichend ernstgenommen wird, ist so alt wie die Geschichte der Soziologie als ausdifferenzierte Wissenschaftsdisziplin mit eigenen Lehr- und Forschungsinstituten, eigenen Studiengängen und eigenen Diplom- und Magisterabschlüssen (vgl. Lepsius 1979, S. 44ff.; Lamnek 1993, S. 13ff.). So beklagte Bernhard Badura in den siebziger Jahren, auf dem Höhepunkt der Expansion der Soziologie in den deutschen Universitäten, dass wissenschaftliche Erkenntnisse als Produkte soziologischer Forschung häufig skeptisch beurteilt werden und ohne praktische Folgen blieben (vgl. Badura 1978). Ulrich Beck und Wolfgang Bonß, die prominentesten Vertreter der soziologischen Verwendungsforschung der achtziger Jahre, stellten fest, dass die Gesellschaft die Nützlichkeit soziologisch generierten Wissens geringer einschätzt als dasjenige anderer Disziplinen (siehe Beck/Bonß 1989). In den neunziger Jahren wurde die Klage erhoben, die Soziologie verharre in einer Wissensproduktion des „Modus Eins" und entwickle lediglich Erkenntnisse in einem disziplinär beschränkten und an akademische Interessen gebundenen Kontext. Der Übergang zu einem „Modus Zwei", in dem Wissen transdisziplinär und anwendungsnäher entwickelt werde, gelinge nicht (vgl. grundsätzlich Gibbons et al. 1994).

---

1 Ich danke *André Kieserling, Werner Schirmer, Wolfgang Schnelle, Ursula Thomas* und *Eric Treske* für Kommentare zu einer früheren Fassung des Artikels. Mein besonderer Dank geht an *Veronika Tacke* für einige wichtige Hinweise auf Inkonsistenzen in der Argumentation.

Diese Aussagen legen die Schlussfolgerung nahe, dass die erfolgreiche akademische Etablierung der Soziologie und die damit verbundene Ausdifferenzierung als Wissenschaft, der Soziologie „in der Praxis" recht wenig geholfen hat. Sie hat, um die frühe Formulierung Matthes zu gebrauchen, den mit der Etablierung als akademisches Lehrfach verbundenen Anspruch auf außerakademischen Praxisbezug nicht einzulösen vermocht, obgleich sie ständig über gesellschaftliches Handeln lehrt und forscht (vgl. Matthes 1981, S. 51f.; siehe auch Lange 1997, S. 71).

Das Ziel dieses Artikels ist es, für die Klage über die fehlende praktischer Verwertbarkeit der Soziologie ein Interpretationsschema vorzuschlagen, das einerseits einen Blick für die Sperrigkeit der Verwendung soziologischen Wissens öffnet, aber andererseits auch einen groben Rahmen anbietet, in dem über die praktische Wirkmächtigkeit von Soziologie nachgedacht werden kann. Bei der Vorstellung dieses Interpretationsschemas geht es mir eher um zugespitzte Formulierungen als um die Vorstellung einer geschlossenen Argumentation.[2]

Der Artikel setzt bei einem blinden Fleck der Diskussion an: der mangelhaften Anbindung der Diskussion zur Verwendung soziologischen Wissens an die Professionssoziologie. Die Diskussion über neue Formen der Wissensproduktion in der Soziologie, über die Spezifik soziologischer im Unterschied zu alltagspraktischer Wissensproduktion und über die Veränderung traditioneller Organisationsformen und Gütekriterien der Wissensproduktion ist bisher weitgehend entkoppelt von neueren (aber auch älteren) Erkenntnissen der professionssoziologischen Diskussion . Dies ist überraschend, weil auf den ersten Blick auffällt, das die Soziologie das „Leiden" an der schwierigen Übersetzung wissenschaftlich generierten Wissens in die Praxis zwar mit den Naturwissenschaften teilt, dagegen aber die Fragen der Theorie-Praxis-Vermittlung in durchprofessionalisierten Tätigkeitsfeldern wie der Medizin, der Juristerei oder der Theologie eine andere Dimension haben.

Die Leitfragen, die mich in diesem Artikel interessieren, sind die Folgenden:

- Aus welchen Gründen sperren sich soziologische Wissensbestände für eine Verwendung außerhalb der Wissenschaft? (Abschnitt 1);
- wie hängt diese Sperrigkeit mit dem Status der Soziologie als Nicht-Profession zusammen? (Abschnitt 2);
- welche Auswirkungen hat diese Sperrigkeit für die Diffusion soziologischen Wissens? (Abschnitt 3). Und
- wie könnten soziologische Wissensbestände in der Praxis dennoch eine Rolle spielen? (Abschnitt 4)

2 Eine empirische Untermauerung der Argumentation soll einer späteren Arbeit vorbehalten sein. Einige Forschungsfragen werden am Ende des Abschnitts drei aufgeworfen. Auf die Wurzeln der Diskussion im Werturteilsstreit der zwanziger Jahre und in der Positivismusdebatte der sechziger Jahre gehe ich an dieser Stelle nicht ein.

1. Die Sperrigkeit der Soziologie: Die Abgrenzung gegen Reflexionstheorien

Der fundierteste Erklärungsansatz für die Sperrigkeit soziologischen Wissens stammt zurzeit von André Kieserling. Kieserling erklärt die Sperrigkeit mit der Rolle der Soziologie als einer Wissenschaft, die sich zu Fremdbeschreibungen von Gesellschaft verpflichtet sieht. Soziologische Fremdbeschreibungen haben nicht die gleiche positive Bezugnahme wie sie für Selbstbeschreibungen typisch sind. Bei einer Selbstbeschreibung fällt, so Kieserling, die Operation der Beschreibung mit dem beschriebenen System (z.B. ein Unternehmen) zusammen, während die Fremdbeschreibungen dagegen in einem anderen System (z.B. die Beschreibung eines Unternehmens durch die Soziologie) angefertigt und reproduziert werden.

- Selbstbeschreibungen

Weil die Selbstbeschreibungen Rücksicht auf das System nehmen müssen, sind „radikale Entfremdungen" zwischen der „Beschreibung und dem Beschriebenen" ausgeschlossen (vgl. Kieserling 2000, S. 39f.). Diese Tendenz zur Selbstbeschreibung ist besonders in den Reflexionstheorien der Rechtswissenschaft, Betriebswirtschaftslehre, Theologie, Politikwissenschaft oder Kommunikationswissenschaft zu finden. Diese wird daran deutlich, dass Reflexionstheorien in ihren Untersuchungen fast immer eine positive Bezugnahme auf ihre Gegenstände zeigen, beispielsweise die Funktionsweise von Rechtsverfahren (durch die Rechtswissenschaft), von Unternehmensstrategien (durch die BWL), religiöse Praktiken (durch die Theologie), Wählerverhalten (durch die Politologie) oder Entwicklungen am Zeitungsmarkt (durch die Kommunikationswissenschaft).

Erfolgreiche Reflexionstheorien machen sich im Großen und Ganzen positive Selbsteinschätzungen des Systems „in semantisch elaborierter Form" nochmals zu eigenen (Kieserling 2000, S. 50f.). Reflexionstheorien können auf die Frage nach dem Sinn eines Funktionssystems nicht einfache eine negative Antwort oder gar keine geben, sondern müssen sich positiv auf das System beziehen. Sie sind in diesem Sinne „affirmative Disziplinen" (vgl. Weltz 1997, S. 42). Juristen mögen über die richtige Auslegung (oder auch Abfassung) eines Gesetzes streiten, man ist aber prinzipiell einem positiven Bezug auf das Rechtssystem verpflichtet. Politikwissenschaftler können zwar Sympathien für die eine oder ande-

re Partei oder die eine oder andere Regierungsform zeigen, eine kritische Metaperspektive auf das politische System verschließt sich ihnen in der Regel.

Aus diesem Grund lassen sich Reflexionstheorien leichtgängiger in die einzelnen Funktionssysteme kommunizieren. Reflexionstheorien unterscheiden sich zwar in ihren elementaren Operationen von denen der Praktiker (Erkenntnisse der Theologie werden nicht „erbetet", Renommee in der Betriebswirtschaftslehre wird (in der Regel) nicht erkauft usw.), aber sie müssen in ihren Abstraktionen an das Anschließen, was im Funktionssystem gefragt ist und nicht so sehr, was etwa in den Wissenschaften als relevant behandelt wird.

- Die Soziologie als Fremdbeschreibung

Die Besonderheit der Soziologie im Vergleich zu den Reflexionstheorien ist, dass es Fremdbeschreibungen über diese Funktionssysteme anfertigt. Die Bezeichnungen der Soziologie als eine „Wissenschaft des zweiten Blicks" (Luhmann), als eine „Partei der Aufklärung" (Adorno) oder die „alternative Lesart von sozialen Prozessen durch Soziologen" (Bonß) sind letztlich Formeln, mit denen die Fremdbeschreibung der Soziologie positiv markiert wird. Soziologie ist die „Reflexionstheorie der Gesamtgesellschaft", weswegen sie sich nicht einem Funktionssystem zuordnen lässt. Wegen dieser Perspektive ist sie in der Lage beispielsweise Konflikte zwischen Funktionssystemen zu beschreiben, ohne sich auf die Seite einer „Partei" zu schlagen.

Aber diese Formulierungen deuten schon an, weswegen es ein Theorie-Praxis-Problem in der Soziologie gibt. Zwar lassen sich Funktionssysteme, so die Beobachtung Kieserlings, gerne von der Soziologie über andere Funktionssysteme informieren (die Religion lässt sich beispielsweise von der Soziologie über die Folgen einer neuen Familiengesetzgebung aufklären oder die Politik über die Auswirkungen neuer okkulter Praktiken religiöser Jugendlicher), aber soziologische Beschreibungen über ihr eigenes Funktionssystem hören sie ungern. In der Religion wird das soziologische Argument, Religion sei „Opium fürs Volk" nicht als Information, sondern als Provokation empfunden. In der Betriebswirtschaftslehre wird das soziologische Argument, Gewinne seien nicht der Zweck eines Unternehmens, sondern eine Rahmenbedingung, die erfüllt werden muss wie andere institutionelle Erwartungen auch, als Ketzerei verstanden.

Das Problem ist, so Kieserling, dass die Einheit von Thema und Adressat immer dann Probleme schafft, wenn es eine distanzierte Beschreibungsformel gibt. Ein System hat zu sich selbst nicht die gleiche Distanz wie zu anderen Funktionssystemen. Es steht eine Fremdbeschreibung gegen eine Selbstbeschreibung – und damit eine „mehr oder minder respektlose Sicht gegen eine mehr oder minder systemloyale" (vgl. Kieserling 2000, S. 79ff.). Das Vorurteil, dass soziologische Tätigkeit darin besteht, das „zu nehmen, was jeder weiß und in

Wörter zu fassen, die niemand versteht" oder die Meinung, dass Soziologen im Elfenbeinturm „trockene Orgien des Theorievergleichs" feiern (vgl. Beck 1980, S. 416; Lamnek 1993, S. 42) ist – aus der Perspektive eines Soziologen – eher der Immunisierung gegen soziologische Fremdbeschreibungen geschuldet, denn der Unfähigkeit von Soziologen ihre Fremdbeschreibungen in verständliche Worte zu kleiden.

- Konstruktionsformen der Fremdbeschreibung

Interessant ist, wie soziologische Fremdbeschreibungen angefertigt werden. Nach den gesellschaftlichen Umbrüchen am Ende der sechziger Jahre und die Expansion der Sozialwissenschaften an den Universitäten gab es einen starken Strang innerhalb der Soziologie, der die „Verschränktheit herrschender Wissenschaftspraxis mit den herrschenden Interessen in der Gesellschaft" beklagte und in eine an den „(vermuteten) Interessen der lohnabhängigen Bevölkerung orientierte Wissenschaft" forderte (vgl. Remmele/Ritsert/Voegelin 1976, S. 26; siehe auch Holzer 1982, S. 19). Ausdruck fand diese Orientierung beispielsweise in der Arbeits- und Industriesoziologie mit ihrer Leidenschaft für die Fragen der industriellen Beziehungen, der teilautonomen Gruppenarbeit oder des Arbeiterbewusstseins und einer hohen Affinität mit den Gewerkschaften (vgl. dazu besonders Schmidt 1980, S. 257ff.).

Mich interessiert an dieser Stelle nicht die Scharmützel zwischen einer politisch engagierten Soziologie einerseits und einer vermeintlich wissenschaftlich orientierten Soziologie andererseits, sondern ich will anhand des Beispiels der Industriesoziologie zeigen, wie die Konstruktionsweise der Soziologie die Konturen der Fremdbeschreibung prägen: Die Stärke der an den vermeintlichen Interessen der Lohnabhängigen orientierten Soziologie war, dass sie über eine Kapitalismuskritik die nötige Distanz aufbaute, um eine soziologisch interessante Fremdbeschreibung von Unternehmen leisten zu können. Überspitzt ausgedrückt: Die intensive Lektüre des Kapitals schützte die Industriesoziologie davor, zu einer reinen Reflexionstheorie der Unternehmen zu werden – und damit einer schlechteren (oder besseren) Betriebswirtschaft . Sie konnte als „kritische Soziologie" (vgl. Kern 1979) ihren Status als Sozialwissenschaft sichern.

Diese Konstruktionsform der soziologischen Fremdbeschreibung brachte jedoch zwei Probleme mit sich. Das erste Problem war, dass sich eine so konstruierte Soziologie blinde Flecken einhandelte. Sie war in der Lage, kapitalistische Unternehmen zu beschreiben, andere Organisationen entzogen sich aber tendenziell einer soziologischen Fremdbeschreibung: Gewerkschaften konnten beispielsweise nicht mit der gleichen soziologischen Distanz beschrieben werden wie Unternehmen, weil sich die Industriesoziologie aufgrund von theoretischen Präferenzen gegenüber den Gewerkschaften als affirmative Disziplin prä-

sentierte. Hierarchie und Entfremdung waren deshalb aus der industriesoziologischen Perspektive vorrangig ein Problem der Organisation „Unternehmen" und nicht der Organisation „Gewerkschaft". Wenn Friedrich Weltz (1997, S. 37) von einem „Konservatismus der Industriesoziologie" spricht, der sich trotz (oder gerade) wegen deren „kritischem Selbstverständnis" ausgebildet hat, markiert er diesen blinden Fleck.

Das zweite Problem ist, dass dem Mainstream der Arbeits-, Industrie- und Betriebssoziologie mit dem meist nur stillschweigenden Abschied von Marx das Instrumentarium abhanden gekommen ist, soziologische Beschreibungen anzufertigen, die sich von denen andere Disziplinen unterschieden. Die „Verbetriebswirtschaftlichung" erheblicher Teile der Arbeits-, Industrie- und Betriebssoziologie und der Kampf dieser Teildisziplin um eine wissenschaftliche (oder auch nur theoretische) Anerkennung sind die Konsequenzen des Abschieds von Marx als Zentralperspektive, die vermutlich nur durch eine Wiederentdeckung von Marx oder eine konsequente organisationssoziologische Ausrichtung verhindert werden kann.

• Die Soziologie als einzige Sozialwissenschaft?

In seinen Überlegungen zu Selbst- und Fremdbeschreibungen spitzt Kieserling sein Argument dahingehend zu, dass er die Soziologie als die Sozialwissenschaft per excellence bezeichnet und der Betriebswirtschaftslehre, der Juristerei, der Politikwissenschaft oder der Arbeitswissenschaft eine Stellung als Reflexionstheorien (und damit nicht als Wissenschaft im engeren Sinne) zuweist (vgl. auch Luhmann 1990). Dieser Blick mag auf den ersten Blick „disziplinenarrogant" wirken (und ist es natürlich auch), und man kann darin auch einen blinden Fleck der eigenen Disziplin sehen: Auch in der Wirtschaftswissenschaft gibt es Tendenzen, Wahlen, Universitäten, Kirchen, Ehen oder gar die ganze Gesellschaft als primär ökonomisches Probleme zu analysieren und diese als Handlungsfelder für Ökonomen und Betriebswirte zu betrachten.[3] Schon die Beobachtung von Nachwuchsjuristen in Mensen oder auf Parties hinterlässt den für Nichtjuristen verstörenden Eindruck, dass sich Beziehungsprobleme, Weltkriege oder das Einkaufen in Supermärkten primär juristische Frage darstellen. Bei Theologen lässt sich sowohl in der modernen „Light-Version" als auch in der „Hardcore-Version" a la Scientology, Evangelikalen oder Taliban die Tendenz beobachten Fragen des Umweltschutzes, der Wirtschaftsordnung oder Sexualpraktiken unter Bezugnahme auf Gott zu beantworten. Vielleicht ist die Erhebung der Soziologie in den Stand „der" Sozialwissenschaft lediglich Ausdruck einer vergleichbaren Generalisierung?

Der Charme dieser Perspektive ist jedoch, dass sie es ermöglicht, einen ersten Blick auf Probleme der Soziologie bei der Anwendung ihres Wissens in der Praxis zu werfen: Fremdbeschreibungen ermöglichen einen ungewohnten Blick auf einen vertrauten Gegenstand, aber niemand (außer den Soziologen selbst) ist auf diesen zweiten Blick angewiesen (vgl. Kieserling 1993, S. 1). Genauso wie man lieben kann, ohne Liebestheorien zu kennen und sehen kann, ohne Kenntnisse der Optik zu besitzen, können Manager managen, Richter richten und Prediger predigen, ohne Kenntnisse der Soziologie zu haben. Im Gegenteil: Häufig stört die soziologische Fremdperspektive nur die schlüssigen Selbstbeschreibungen und selbst wenn im Rahmen der Management-, Richter- oder Priesterausbildung die Soziologie als „Nebenfachfach per excellence" vermittelt wird, kann man sicher sein, dass diese Störungen von den angehenden Managern, Richtern und Priestern souverän abgewiesen werden.

2. Die Soziologie als Sozial*wissenschaft*: Die geringen Professionalisierungschancen

Die Diskussion über die Kontrolle von Wissensbeständen ist nicht auf die Soziologie beschränkt, sondern bildet sich in jedem System heraus, dass eigene Institutionen zur Generierung und Vermittlung von Wissensbeständen entwickelt hat. Die Politikwissenschaftler haben damit zu kämpfen, dass sie trotz ihrer positiven Bezugnahme auf die Politik insgesamt, kaum Einfluss auf die Art und Weise des politischen Handeln haben. Sie dürfen im Fernsehen politische Ereignisse nachträglich kommentieren. Auch aus der Kommunikationswissenschaft hört man nicht selten die Klage, dass ihre fundierten Reflexionen über Medien von diesen nur als Rauschen wahrgenommen werden. In der Medizin gibt es Kontroversen zwischen den medizinischen Wissenschaftlern in der klinischen Forschung und den ambulant oder in Krankenhäusern praktizierenden Ärzten. Auch das Verhältnis zwischen den an der Universität lehrenden Theologen und dem mit Gläubigen (oder Ungläubigen) konfrontierten Priestern ist nicht unproblematisch.

• Die Ausbildung von Professionen

Es fällt jedoch auf, dass es einem Teil der Reflexionstheorien gelingt, die Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis stärker zu kontrollieren als anderen. Dies hängt maßgeblich damit zusammen, dass es der Medizin, der Juristerei und der Theologie gelungen ist sich als Profession auszubilden, während dies die

3 Ein besonders eindrucksvolles und lautstarkes Exemplar ist Olaf Henkel, der nach einander (und zunehmend auch gleichzeitig) jedes Funktionssystem mit seinen ökonomischen Rettungsphantasien beglückt.

Betriebswirtschaftslehre, die Politologie oder die Kommunikationswissenschaft nie geschafft hat.[4] Professionen schließen, so Dietrich Rüschemeyer (1973, S. 250), „gewissermaßen einen Vertrag mit der Gesellschaft". Sie tauschen Autonomie in der Berufsausübung, Freiheit von sozialer Kontrolle durch Laien und Schutz gegen unqualifizierten Wettbewerb gegen „kompetente Leistung und das glaubwürdige Versprechen der Selbstkontrolle". Diese Selbstkontrolle ist institutionell durch formelle und informelle Beziehungen zwischen Kollegen, die Bindung der Rekrutierung und Ausbildung an formulierte Berufsideale, eine starke Berufsorganisation und die Verfolgung von Verstößen gegen den Berufskodex institutionell abgesichert.

Über die Selbstkontrolle der praxisorientierten Ausbildung und der Tätigkeit von Praktikern gelingt es Professionen die „Umschaltstelle" zwischen theoretischem Wissen und praktischen Handeln zu kontrollieren. In Professionen lässt sich, so Rudolf Stichweh (1996, S. 60f.), das Verhältnis zum Wissensbestand „als Applikation" beschreiben. Das impliziere, dass das „Wissenssystem in irgendeinem Sinne dogmatisiert ist", weil anders eine „hinreichende Stabilität des Wissens als Handlungsgrundlage" nicht erreichbar ist. Eine Medizinerin kann (anders als eine Soziologin, aber auch eine Politologin oder Betriebswirtin) ihre Klienten nicht behandeln wie es ihr gutdünkt. Ein Jurist kann nicht einfach (wie beispielsweise ein Soziologe oder auch ein Kommunikationswissenschaftler oder ein Betriebswirt) selbst bestimmen, was sein professionelles Handeln auszeichnet und sich über die Meinung der Fachkollegen hinwegsetzen. Eine Priesterin kann nicht völlig ungestört festlegen, was die richtige Auslegung einer Bibelstelle ist.

Im Gegensatz zur frühen Professionssoziologie wird hier das Verständnis von Wissenschaft einerseits und Profession andererseits auseinander gezogen. Die Zunahme des Gewichtes von Hochschulabsolventen, Akademikern oder Intellektuellen wird nicht – wie bei Parsons – als Professionalisierung verstanden.[5] Vielmehr wird der Professionsbegriff für klientenbezogene Tätigkeiten reserviert. Bei Professionen kann Wissen nicht direkt, logisch und problemlos angewandt werden, sondern jede Anwendung, so Niklas Luhmann, ist mit dem Risiko des Scheiterns belastet: Behandlungen von Ärzten können den Tod des Patienten nicht prinzipiell verhindern, die pädagogischen Bemühungen nicht den Amokläufer des frustrierten Schülers und die Abnahme der Beichte nicht den möglichen Höllenritt des Katholiken. Wegen der Unsicherheit des Erfolgs ihrer Eingriffe müssen sie ihre eigenen Arbeitsbereiche durch Professionen abschirmen (vgl. Luhmann 2002, S. 148; siehe zur Begrenzung des Professionsbegriffs auch Stichweh 1994).

Professionen erhalten, funktionalistisch argumentiert, ihre Privilegien aufgrund eines Zugeständnisses: Der Begrenzung ihrer Einflusszone auf ein Funktionssystem (vgl. hierzu Stichweh 1996, S. 57). Den Medizinern wird die Kompetenz im Gesundheitswesen eingeräumt, aber eben nicht als „Volks- oder Gesellschaftsheiler". Den Juristen werden Wirkmächtigkeit in der Rechtssprechung zugestanden, aber ihre politischen oder kulturellen Aspirationen (als Juristen) werden mehr als kritisch beäugt. Theologen können solange unbehelligt wirken, wie sie sich um das Seelenheil ihrer Schützlinge kümmern, wenn sie mit ihren missionarischen Ambitionen in andere Felder wie die Politik, die Wissenschaft oder die Bildung expandieren wollen, stoßen sie selbst im US-amerikanischen „Bibel-Gürtel" auf Widerstand.

Mediziner, Juristen und Theologen haben – im Unterschied zu Politologen, Kommunikationswissenschaftlern oder auch Sportwissenschaftlern – einen Status als Profession erreicht, weil es bei ihnen, um fallbezogene Deutungen existenzieller Probleme von Individuen wie Krankheit, Konfliktlösung, Erziehung oder Glaubensfragen geht. Weil diese Leistungserbringung interaktionsabhängig ist, gibt es keine „einfache" Überführung von einer negativen in eine positiven Codierung. Anders als in der Wirtschaft, in der über Geld der Unterschied zwischen zahlungsfähig und nicht zahlungsfähig markiert wird oder in der Politik, in der Wählerstimmen darüber entscheiden, ob man an der Macht ist oder nicht (die Systemtheoretiker sprechen hier prägnant von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien), kann die Überführung von Kranken in Gesunde oder von Sündigen in Geläuterte nicht über ein eben so einfaches Medium markiert werden. Deswegen wird Professionen die Kompetenz zugestanden, in aufwendigen und nicht standardisierbaren Experten-Klienten-Interaktionsprozessen die Überführung von Kranke in Gesunde und von Sündige in Geläuterte vorzunehmen. Genau wegen dieser zugestanden Kompetenz können Professionen mit Hilfe der Reflexionstheorien die Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis kontrollieren.

• Die Soziologie: Jenseits der „Hoffnung auf Professionenbildung"

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, weswegen sich „Professionenbildung" als Entwicklungspfad für die Soziologie nicht anbietet: Wie könnte eine Professionalisierung mit Kompetenzansprüchen auf die Gesamtgesellschaft aussehen?

4 Ich arbeite hier mit einem engen, soziologischen Professionsbegriff, der sich von der alltagssprachlichen Beschreibung jeder Experten-Tätigkeit als professionell (siehe aber noch Parsons 1968) abgrenzt. Aus dieser Perspektive ist Beschreibung eines Wissenschaftlers als „professional per excellence", die Bestimmung der „Professionsethik" vorrangig über die Ethik wissenschaftlicher Tätigkeiten oder die Zusammensetzung der „Professionsorganisation" vorrangig aus Wissenschaftlern gerade Ausdruck einer fehlenden Professionalisierung des jeweiligen Tätigkeitsfeldes.

5 Besonders deutlich wird dies in Parsons (1971) Aufsatz über die „Soziologie als Profession" (sic).

Mit dem Anspruch, Gestaltungsleitlinien für die Gesamtgesellschaft zu formulieren, würde sie einen Status als „Königsphilosophen" oder besser „Königsoziologen" beanspruchen, die ihr eine funktional differenzierte Gesellschaft (glücklicherweise) nicht zugestehen würde.[6] Alle Disziplinen, die sich einen gesamtgesellschaftlichen Fokus, leisten (neben der Soziologie auch die Geschichte, die Philosophie oder die Kulturanthropologie) , können deswegen zwar wissenschaftliche Autonomie für sich beanspruchen, einen Status als Profession wird ihnen nicht zugestanden.

Wenn sich die Soziologie stärker als praxisnahe Wissenschaft etablieren wollte, indem sie den Funktionssystemen wie Wirtschaft, Politik oder Massenmedien näher rücken würde, würde sie zu einer besseren (oder vielleicht schlechteren) Betriebswirtschaftslehre, Politikwissenschaft oder Kommunikationswissenschaft werden (Soziologen würden hier statt des Verbs „werden" das Verb „verkümmern" wählen).

Die fehlende Professionalisierung (bzw. aus funktionalistischer Sicht auch die fehlende Professionalisierungschance) der Soziologie erklärt maßgeblich, weshalb diese Disziplin sich mit der Transformation von wissenschaftlich produziertem in praxisrelevantes Wissens so schwer tut.

3. Die „Entsoziologisierung der Soziologie" in der Praxis: Die fehlende Kontrolle von soziologischen Wissensbeständen außerhalb der Wissenschaft

Die Bestimmung der Soziologie als wissenschaftliche Disziplin und nicht als Profession und die Differenz zwischen Fremd- und Selbstbeschreibung schafft ein Interpretationsraster, mit dem sich die spätestens seit den siebziger Jahren heftig geführte Diskussion über die „Banalisierung der Soziologie außerhalb der Soziologie" und „Soziologen ohne Soziologie" in der außeruniversitären Praxis ordnen lässt.[7]

6 Die breite gesellschaftliche Abneigung gegen die durch die Studentenbewegung geprägte Soziologie der siebziger Jahre lässt sich meines Erachtens auch damit erklären, dass die Interpretationsangebote nicht als „reine Wissenschaft" vermittelt wurden, sondern von Soziologen ein enger „gesamtgesellschaftlich" ausgerichteter Theorie-Praxis-Bezug eingeklagt wurde. Das angesichts dieser Steuerungsansprüche Immunisierungen gegen die Soziologie einsetzen, ist verständlich.

7 Mit dem Begriff vom „Soziologen ohne Soziologie" wird das Bonmot von Joachim Matthes von der „Soziologie ohne Soziologen" gedreht.

• Die Verwässerung der Soziologie in der Praxisverwendung

In der Verwendungsforschung wird die „Verwässerung" soziologischen Wissens in der Praxisanwendung – „die Soziologie der Nicht-Soziologen" (Alemann 1978, S. 51) – mit der „Trivialisierungsthese" zusammengefasst. Vertreter dieser These wie Wolfgang Bonß, Ulrich Beck und Christoph Lau gehen davon aus, dass die Soziologie als Wissenschaft anderen Regeln, Strukturen und Rationalitäten unterliegt als die Praxisfelder außerhalb der Wissenschaft, in denen soziologisches Wissen zur Anwendung kommen kann. Die unterschiedlichen Regeln, Strukturen und Prozesse dieser zwei Systeme führen dazu, dass weder Wissen aus der Wissenschaft in die Praxis überführt werden, noch das Wissen in der Praxis eins zu eins in die Wissenschaft übernommen werden kann. Es findet in beide Richtungen jeweils ein Reinterpretationsprozess statt, in dem die Wissensbestände verändert werden.

Bei der Reinterpretation von wissenschaftlichem Wissen werden, so Beck und Bonß, die Ergebnisse soziologischer Forschung ihrer „Soziologie" entkleidet. Die Wissensbestände, die im Wissenschaftsbetrieb der Soziologie produziert werden, unterliegen im Produktionsprozess nicht dem Kriterium der Anwendbarkeit und sind deswegen für die Praxis häufig „unpraktisch". Konsequenz ist, dass das soziologische Wissen in der Praxis regelgerecht kleingearbeitet wird. Die Verwendung soziologischem Wissen in der Praxis läuft geradezu auf eine „aktive Abschaffung des Soziologischen am Ergebnis" hinaus. Es kommt zu einer „Autonomisierung der Verwendung gegenüber dem Angebot" (vgl.. Beck/Bonß 1984, S. 392ff.). Christoph Lau spitzt den Gedanken noch weiter zu, in dem er die „Trivialisierung" soziologischer Forschungsergebnisse als notwendige Voraussetzung und Folge des Praktischwerdens einer wissenschaftlichen Disziplin" beschreibt (vgl. Lau 1984, S. 407f.; siehe die umfassende Referierung des Forschungsstandes bei Alemann 2002, S. 76ff.).

Deutlich wird diese Banalisierung soziologischen Wissens bei der Übertragung von Konzepten der Systemtheorie, der Strukturationstheorie oder der Theorie reflexiver Moderne in eine Praxis außerhalb der Wissenschaft. Die Karriere des Begriffs „Autopoiesis" in der Beratungspraxis, die enge Anbindung der „Mikropolitik" an machiavellistische Machtkonzepte im Managementdiskurs und die regelmäßige Verwechslung des soziologischen Begriffs der „Reflexivität" mit dem positiv besetzten Begriff der Reflexion sind Indizien dafür, dass Soziologen, die Begriffe in einem wissenschaftlichen Kontext geprägt haben, kaum eine Möglichkeit haben, die Verwendung dieser Begriffe außerhalb der Wissenschaft zu kontrollieren.

- Die „Entsoziologisierung" von Soziologen nach ihrem Studium

Immer wieder wurde in Absolventenbefragungen festgestellt, dass die Verwendbarkeit soziologischer Theorie, immerhin ein Kernbestandteil des Studiums, relativ niedrig eingeschätzt wird, während sowohl der Methodenausbildung als auch den Nebenfächern wie Psychologie, Betriebswirtschaftslehre oder Kommunikationswissenschaft eine relative hohe Verwertbarkeit für die Berufstätigkeit nach dem Studium zugestanden wird. Die „Methodenausbildung und Psychologie", so beispielsweise die Ergebnisse der Münchner Absolventenbefragung, besitzen eine „höher eingeschätzte Verwertbarkeit" als die eigentlichen soziologischen Spezialkenntnisse (vgl. Brüderl et al. 1995, S. 345; siehe auch Brüderl/Reimer 2001, S. 12). Es scheint eine Tendenz zu einem „Doppelleben" von Soziologen zu geben: Einerseits der Erwerb von theoretischen Lehrbuchwissen und andererseits eine gezielte Berufsvorbereitung, die wenig oder gar nichts mit Soziologie zu tun hat (vgl. Kromrey 1999, S. 7, mit Bezug auf einen Artikel im Tagesspiegel vom 26.2.1998).

Beim Eintritt in eine Berufstätigkeit scheint in der Regel eine „Entsoziologisierung von Soziologen" einzusetzen.[8] Diese Entwicklung wurde bereits in den siebziger Jahren als Problem formuliert. Soziologen könnten, so die Argumentation, zwar mit einer berufsbezogenen Ausbildung mit praxisorientierten und auf Reflexionstheorien basierenden Disziplinen wie der Betriebswirtschaft oder den Rechtswissenschaften in Konkurrenz treten. Je praxisnäher jedoch Soziologen in diesen Fächern ausgebildet werden, desto stärker wird der spezifische soziologische Fokus zurückgedreht. Das Paradox bestehe darin, dass Soziologen gegenüber anderen Disziplinen ihre Berufschancen nur um den Preis der Aufgabe ihrer spezifischen soziologischen Qualifikationen erhöhen können (vgl. Lamnek 1974, S. 194; Lange 1978, S. 78; siehe auch die Rammert-Faber 1982, S. 55 zur „aktiven Professionalisierung").

Diese „Entsoziologisierung" wird dadurch verschärft, dass sich Soziologen von anderen Disziplinen nicht durch ihren Gegenstand, sondern nur durch ihre Perspektive unterscheiden: Sie setzen sich wie Betriebswirte mit Formen der Risikokapitalfinanzierung auseinander, untersuchen wie Psychologen die Wirkung von Assessment-Centern, analysieren wie die Kommunikationswissenschaftler die Alphabetisierungsfunktion der Bild-Zeitung oder konkurrieren mit Politologen über die „richtige" Einschätzung des Kandidatenduells während des Wahlkampfes. In der Sprache der Arbeitsmarktforschung wird dieses Phänomen mit der Formel der „hohen Substituierbarkeit" (Soziologen können andere „Berufe" ersetzen) und „hohen Transferierbarkeit" (Soziologen können in unterschiedliche „Berufe" Eingang finden) positiv konnotiert (vgl. Lamnek 1974, S. 193; Lamnek 1993, S. 40). Wenn aber der Unterschied nicht im Gegenstand, sondern im Fokus liegt, findet eine „Entsoziologisierung" häufig – auch von den Absolventen selbst – unbemerkt statt.

8 Ausgenommen sind selbstverständlich in der Wissenschaft tätige Soziologen, die für die Entsoziologiesierungsproblematik deswegen häufig auch kein Blick haben.

- Soziologen als Berater statt soziologische Berater

Deutlich werden die Schwierigkeiten des Wissenschafts-Praxis-Transfers auch bei der Bestimmung, was einen soziologischen Berater ausmacht und unterscheidet. Die Fragen, die in dieser Diskussion im Mittelpunkt stehen sind: Was kann ein soziologisch gebildeter Berater an „gutem Rat" anbieten? Welche Aufgaben kann ein Soziologe als Berater voraussichtlich besser lösen als jemand mit einer anderen Ausbildung (vgl. Ferger 1996, S. 100)?

Die Antworten sind bisher eher unbefriedigend: Man mag die Fähigkeit „im systemtheoretischen Kontext soziale Problemstellungen wahrzunehmen" oder das „Hinterfragen von Funktion und Interessen sowie das Denken in sozialen Prozessen" als Qualifikationsvorteil von Soziologen beschreiben (hier Lehmann 1997, S. 68), eine Verständigung, was dies konkret im Beratungsprozess bedeutet, ist zur Zeit sehr unwahrscheinlich. Schon das wilde Durcheinander von „systemisch", „systemtheoretisch" und „systematisch" in der soziologischen Beratungsliteratur ist dafür ein Indiz (vgl. zu Unterschieden Groth 1999). Man kann die Ausbildung in Methoden der empirischen Sozialforschung als „gewichtigstes Pfund" bezeichnen, mit denen Soziologen „wuchern können" (vgl. Lehmann 1997, S. 71), aber vermutlich würden sich Soziologen in der Praxis nicht einmal darauf verständigen können, welches die adäquate Methode zur Untersuchung einer Organisation ist (zur Kontroverse siehe Strodtholz/Kühl 2002).

Es zeichnet sich ab, dass sich zwar „Soziologen als Berater" weiter durchsetzen werden und ein Soziologiestudium (wie auch das Studium der Philosophie, Theologie oder Biologie) nicht als Knock-out Kriterium für eine Beraterkarriere gilt, aber die zur Zeit heftig geführte Diskussion, was einen Soziologen als Berater auszeichnet, lässt Zweifel aufkommen, ob es gelingen wird, eine „professionelle" Selbstverständigung vorzunehmen und Mindeststandards einer soziologischen Beratung zu definieren.

- Die Sondersituation der anwendungsorientierten Forschungsinstitute

Das Theorie-Praxis-Problem ist besonders gut auch an den anwendungsorientierten Forschungsinstituten zu erkennen. Diese befinden sich in einer Zwickmühle. Einerseits müssen sie für ihre „Auftragsgeber" Forschungsergebnisse produzieren, die wenigstens den Anschein von Praxisrelevanz und Anschlussfähigkeit vermitteln, andererseits drohen sie aber ihren Status als Forschungsinstitut zu verlieren, wenn sie die Distanz zu ihrem Forschungsgegenstand zu schnell aufgeben. In diesem Spannungsfeld zeichnen sich zwei Positionen ab,

die in ihren Extrempolen wohl vom Soziologischen Forschungsinstitut (SOFI) in Göttingen einerseits und von der Sozialforschungsstelle in Dortmund (Sfs) andererseits vertreten werden.

Bei einem Teil der Forschungsinstitute, namentlich das SOFI in Göttingen, lässt sich ein „Kampf um die Wahrung der Distanz" beobachten. Die Beschränkung der organisatorischen Interventionen auf Anregung durch Diagnose wird als Hilfsmittel betrachtet, um nicht zu einer Perspektivübernahme des Unternehmens verleitet zu werden. Während in der frühen Fassung der Debatte noch die (heute wohl als naiv zu bezeichnende) Auffassung vorherrschte, dass über eine „Aufklärung als Gestaltung" (vgl. Lutz/Schultz-Wild 1986) auch eine distanzierte Soziologie in den beforschten Organisationen praxisrelevant wirkt, lässt sich in den späteren Wendungen der Diskussion eine bewusste Distanzierung von Gestaltungsvorstellungen beobachten (vgl. Hardwig 1998; Gerst/Kuhlmann 1998). Interessant ist, dass die Distanz zunehmend über eine Zurückhaltung in der Interventionsform aufgebaut wird und nicht (mehr) über eine explizite theoretische Absicherung in der Soziologie.[9]

Ein anderer Teil der Institute, namentlich die Sozialforschungsstelle in Dortmund, ringt zwar um die Einnahme einer spezifischen sozialwissenschaftlichen Beobachtungsweise, sieht das Theorie-Praxis-Problem aber als überwindbar an. Es wird postuliert, dass eine praxisnahe Tätigkeit nicht nur die theoretische Diskussion befruchten, sondern die Soziologie auch aus einer „zum Teil selbstverschuldeten Außenseiterolle" befreien kann (vgl. Howaldt/Kopp 1998). Ob Forschungsinstitute mit dieser Ausrichtung ihre „kritischen Potenzen" verlieren oder nicht, hängt wohl maßgeblich davon ab, wie gut sie die Theorie-Praxis-Differenz in der so herbeigesehnten „Befruchtungsphase" aufrechterhalten können.

- Grobkonturen eines Forschungsprogramms

Die hier vorgestellte Argumentation ist zugegebener Maßen holzschnittartig: Die Grenzen zwischen soziologischen Fremdbeschreibungen und Selbstbeschreibungen aus der Perspektive von Reflexionstheorien sind fließend. Das Soziologiestudium führt nicht automatisch dazu, dass Analysen in einer Fremdbeschreibungsperspektive durchgeführt werden. Ein Soziologiediplom verhindert nicht, dass in der eigenen Praxis Selbstbeschreibungsformeln des Funktionssystems übernommen werden. Statt einer statischen Argumentation ließe sich besser mit einer Zurechnungsregel wie „sage mir, wie stark deine Sympathie für die Zwecksetzungen in einem Funktionssystem sind und ich erzähle dir, ob du noch Soziologie betreibst oder deine Beschreibungen zur Reflexionstheorie werden."[10]

Die hier vorgenommenen Differenzierungen eignen sich für eine soziologische Beobachtung der Soziologie. Im Rahmen einer „Soziologie der Soziologie" können Fragen nach der Aufrechterhaltung (und Auflösung) der Grenze der Soziologie gestellt werden: Wie kämpfen außeruniversitäre soziologische Forschungsinstitute um die gleichzeitige Anerkennung als wissenschaftlich und praktisch relevant? Wie bereiten soziologische Institute ihre Studierende auf eine Praxis vor, in der ihre Soziologie nicht gefragt ist? Wie treten wissenschaftlich verankerte Soziologen in politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Kommissionen auf? Wie wird auf Tagungen zur sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion der Unterschied zwischen Soziologie als Disziplin und den „Verwässerungen" durch andere Disziplinen markiert?

Aus diesen Fragen ergibt sich ein Forschungsprogramm, das sich sowohl mit einer gesellschaftstheoretischen Perspektive wie auch mit einem stärker organisations- , professions- oder interaktionssoziologischen Fokus bearbeiten lässt. Aber ein solches Forschungsprogramm bewegt sich eng in einem wissenschaftlichen Rahmen und beschäftigt sich mit dem Theorie-Praxis-Problem lediglich als Forschungsfrage, deren Ergebnisse der Fortsetzung von Wissenschaft als System dienen (Praktiker würden hier von Autopoiesis der Soziologie reden).

4. Das Paradox der Verwendung sperrigen Wissens

Das erste Fazit einer an Verwendung interessierten Soziologie würde im Anschluss an die vorgestellte Argumentation pessimistisch ausfallen: Im besten Fall kann die Soziologie ihre Konturen als Sozialwissenschaft erhalten und damit in einem Schließungsprozess diese Wissensbestände innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses kontrollieren. Die Trivialisierung der Soziologie in anderen Funktionssystemen, die Entsoziologisierung der Soziologen nach ihrem Studium, die fehlende Spezifizierung des Tätigkeitsprofils „soziologischer Berater" und die Gefahr des Konturenverlusts praxisnaher soziologischer Forschungsinstitute lassen sich deswegen nicht verhindern.

Hier liegt aus meiner Sicht die Pointe der Diskussion: Wenn man die Soziologie als Sozial*wissenschaft* stark macht, sind die oben beschriebenen Entsozio-

9 *Veronika Tacke* verdanke ich den Hinweis, dass es hier eine parallele zur Entwicklung der systemischen Beratung gibt. Auch in dieser Beratungsform wird die Distanz vorrangig über interventionistische Zurückhaltung und weniger über eine theoretische Absicherung in der Soziologie gewonnen.

10 Es handelt sich hier um die Paraphrase einer Zurechnungsformel von Kieserling. Kieserling schlägt die Zurechnungsformel vor: „Sage mir, welches System nach deiner Meinung mehr als nur ein Funktionssystem neben anderen ist, und ich sage dir, für welches unter diesen Systemen du schreibst!" (Kieserling 2000, S. 88f.). Diese Formel bezieht sich auf den Expansionsanspruch der Reflexionstheorien.

logisierungsprozesse nur schwer zu vermeiden. Aus dieser Perspektive müssen sich die soziologischen Universitätsinstitute, die Forschungseinrichtungen und die Standesorganisationen entscheiden: Wollen sie eine ausdifferenzierte Sozialwissenschaft mit einem unvermeidbaren Praxisproblem sein oder wollen sie sich stärker praxisorientiert ausrichten mit – je nach Perspektive – der Chance oder dem Risiko, zu einer Reflexionstheorie einzelner Funktionssysteme oder Organisationstypen zu mutieren.

Im folgenden sollen drei sich teilweise ergänzende Denkrichtungen aufgezeigt werden:

- Beschränkung des Interventionsfeldes

Die Frage, die sich weiterführend anbietet. ist, in welcher Form die Soziologie mit der paradoxen Anforderung umgehen kann, die Soziologie außerhalb der Wissenschaft zu vermitteln, obwohl sich andere Funktionssysteme gegen die Übernahme der soziologischen Wissensbestände wehren. Wie können Soziologen als Soziologen praxisrelevant werden, ohne sich als Königssoziologen zu gebärden und ohne sich zu eng an einzelne Funktionssysteme zu binden? Wie könnte eine „spezialisierte Professionalisierung" durch die Bezugnahme auf ein Funktionssystem vonstatten gehen, ohne dabei den Reflexionstheorien notgedrungen Konkurrenz zu machen (und letztlich zu einer Reflexionstheorie zu werden)?

Meines Erachtens bieten sich zwei Felder an, die es sich lohnen würde näher zu eruieren: Eine erstes Feld sind alle Fragen, die jenseits eines Funktionssystems angesiedelt sind. Werner Fricke (1998) hat darauf hingewiesen, dass sich solche Probleme als Praxisfeld anbieten, die aus der „Konfrontation" von Sichtweisen unterschiedlicher Funktionssysteme entstehen. Vieles, was unter dem modischen Label der „Beratung von Netzwerken" läuft, fällt in diesen Bereich (z.B. Mediationsprojekte). Gerade aufgrund des Einblicks in die Eigenlogik von Funktionssystemen scheint die Soziologie für die Organisation von Verständigungsprozessen gut geeignet zu sein. Diese hätten nicht einen Konsens zum Ziel (dieser Anspruch wäre zu hoch), sondern eine partielle Verständigung (vgl. Hahn 1988).

Ein zweites Feld sind übergreifende Organisationsprobleme. Organisationen lassen sich nicht eindeutig einem Funktionssystem zuordnen. Verwaltungen führen Operationen durch, die Anschlüsse im Rechts- oder im Wirtschaftssystem finden. Unternehmen können das System der Massenmedien oder der Politik nicht ignorieren. Auch Parteien können sich nicht durch Wählerstimmen alleine über Wasser halten, sondern müssen auch ihre Zahlungsfähigkeit aufrechterhalten. In diesen Prozessen könnte eine Soziologie mit ihren Fremdbeschreibungen sich anlagern. Sie würde sich als Instanz anbieten, die sich aufgrund ihrer Fremdbeschreibungen weder mit der einen Seite (z.B. Marketing) noch mit einer anderen Seite (z.B. Produktion) identifiziert, sondern den Verständigungsprozess organisiert.

In dieser Konzeption parasitiert die Soziologie mit ihren Fremdbeschreibungen an den Folgeproblemen funktionaler Differenzierung. Sie setzt an der „Verzweiflung" von Funktionsbereichen (oder -systemen) an, dass man ja so eine richtige Perspektive hat, aber leider niemand anderes das auch so sieht und daraus permanente Verständigungs-, Koordinations- und Kooperationsprobleme entstehen.

- Soziologie als Dienstleister für Professionen

Ein spezifisches Interventionsfeld hat sich – parallel zur Ausdifferenzierung der Soziologie als Wissenschaft – in den letzten Jahren ausgebildet: Die Soziologie als Dienstleister für Professionen. Die Soziologen werden „als Soziologen" nachgefragt, wenn es darum geht Professionen und Semiprofessionen wie Sozialpädagogik, Juristerei oder Medizin (über die Grenzen ihrer Disziplin) auszubilden. Sie werden wegen ihrer Distanz als Gutachter in Vergangenheits- und Zukunftskommissionen berufen und dort wegen ihrer „Praxisferne" geschätzt. Systemische Berater (und zunehmend auch klassische Unternehmensberater) laden abgefahrene Soziologinnen und Soziologen ein, um sich von diesen „Beratern der Beratern" auf den neusten wissenschaftlichen Stand zu bringen. Verlangt wird in diesen Fällen von der Soziologie nicht „Praxisnähe", sondern genau das Gegenteil. Der Tenor ist: Wie wir daraus gute Sozialarbeit, gute Politik oder gute Beratung machen, dass liebe Frau Professorin überlass ruhig uns. Wir erwarten von dir lediglich, dass du die Soziologie, die uns interessierst, gut verständlich darstellst.

Die Soziologie wird an dieser Stelle zu einem Dienstleister nicht direkt am Kunden, sondern am Dienstleister des Kunden (vgl. auch Schirmer 2002). Das Verhältnis der Soziologie zu anwendungsanorientierten Disziplinen ist ähnlich wie das Verhältnis der Physiker zum Ingenieur: Die Physikerin bildet die Ingenieurin im Nebenfach aus, verfasst die Lehrbücher, mit denen sie dem Ingenieursstudium die entsprechende „wissenschaftliche Tiefe" verleiht und erstellt hochkomplexe Gutachten, aber an die Brücke lässt man sie „als Physikerin" nicht ran. Genauso kann ein Soziologe den Sozialarbeiter im Nebenfach Soziologie ausbilden, kann der Sozialpädagogik einen „wissenschaftlichen Überbau" verleihen und auch als „Experte" Gutachten für Sozialgesetzte erstellen „als Soziologen" lässt man ihn aber nicht direkt an den Obdachlosen oder an die hochverschuldeten und die sich jetzt in einer Identitätskrise befindenden Ex-New-Economy-Vorstandsvorsitzende heran.

Die Argumentation läuft darauf hinaus, eine Professionsbildung der Soziologie im engeren Sinne nicht weiter zu betreiben, weil sie letztlich zu einer Auflösung der Soziologie als Sozialwissenschaft führen würde. Dies hat eine Reformulierung des Theorie-Praxis-Problems der Soziologie zur Folge: Es würde nicht mehr um die Kontrolle der soziologischen Wissensbestände außerhalb der Wissenschaft, die Ausbildung soziologischer Berufsfelder oder die Entwicklung von rein anwendungsbezogenen soziologischen Instituten gehen, sondern vielmehr um die Stärkung der Soziologie als Soziologie gehen.

Wissenschaft hat – selbst in ihrer theoretischsten Form – wenig mir dem Vorurteil der im Elfenbeinturm abgeschlossenen Disziplin zu tun hat. Niklas Luhmann (1993, S. 323ff.) hat in seiner Arbeit über „anwendungsbezogene Sozialwissenschaften" darauf aufmerksam gemacht, dass die Soziologie wie jedes Teilsystem drei verschiedenartige Systemreferenzen: zu sich selbst (hier die Soziologie als Disziplin); die zum umfassenden System, dessen Teil es ist (hier die Wissenschaft) und zu anderen Teilsystemen (der Rest). Wie für jedes Teilsystem reicht es nicht aus, sich mit einer Selbstreferenz zu begnügen.

Luhmann definiert aus dieser Perspektive als Leistung der Wissenschaft das, „was sie anderen Teilsystemen der Gesellschaft zu vermitteln vermag". Diese Leistung kommt erst dann zustande, wenn der „soziologische Output" (z.B. die Erkenntnis über latente Funktionen, über die Entfremdung in kapitalistischen Wirtschaftsordnungen oder über die soziale Konstruktion wissenschaftlichen Wissens) zum „Input" für andere Systeme gemacht und dort weiter verarbeitet wird. Dabei wird, systemtheoretisch ausgedrückt, Wahrheit in andere Medien zum Beispiel in Geld, Macht oder Liebe „konvertiert". Die soziologische Einsicht über die Zyklenhaftigkeit des Risikokapitalgeschäfts wird in eine strategische Umorientierung von Risikokapitalgesellschaften überführt, die wenigstens das Versprechen eines geldwerten Vorteils andeutet. Die soziologische Erkenntnisse über die Bürokratisierung repräsentativ-demokratischer Organisationen kann Machtsteigerungsphantasien in Parteien mobilisieren. Und der schlüssig vorgetragene soziologische Gedanke über die patriarchalischen Strukturen der Gesellschaft wird in handfeste Vorteile auf dem Akademikerheiratsmarkt übersetzt.

Die Differenzierung endet nicht in einer sozialen (hier die Anwendungsorientierten, dort die Theoretiker) oder eine zeitliche Trennung (nach zehn Jahren Theorie, will ich endlich einmal etwas praktisches wie soziologische Gesundheitsforschung machen), sondern betont eher Theorie und Praxis als zwei Seiten einer Medaille. Soziologie als Wissenschaft kann aus dieser Perspektive dann praxisrelevant werden (d.h. für Praktiker einen Unterschied machen), wenn sie als Wissenschaft stark gemacht wird.

Literatur

Alemann, A. von (2002): Soziologen als Berater. Eine empirische Untersuchung zur Professionalisierung der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich

Alemann, H. von (1978): Berufschancen von Sozialwissenschaftlern. In: Soziologie, Heft 2, S. 45-36

Badura, B. (1978): Nutzung sozialwissenschaftlicher Information in Verwaltung und Wirtschaft. In: Soziologie, Heft 2, S. 5-17

Beck, M. (1980): Die Vergesellschaftung sozialer Probleme in Sozialwissenschaftler-Berufen. Eine empirische Studie zu Geschichte und Situation in Studium und Beruf von Sozialwissenschaftlern. Frankfurt/M.: Rita Fischer

Beck, U. (1982): Die Vertreibung aus dem Elfenbeinturm. Anwendung soziologischen Wissens als Konfliktsteuerung. In: Soziale Welt, Jg. 33, S. 415-441

Beck, U.; Bonß, W. (1984): Soziologie und Modernisierung – Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung. In: Soziale Welt, Jg. 35, S. 381-406

Beck, U.; Bonß, W. (1989): Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Wissenschaft und Praxis. In: Beck, U.; Bonß, W. (Hg.): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 7-45

Brüderl, J.; Hinz, Th.; Jungbauer-Gans, M. (1995): Münchner Soziologinnen und Soziologen im Beruf. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 18, S. 328-345

Brüderl, J.; Reimer, D. (2001): Soziologinnen und Soziologen im Beruf. Ergebnis ausgewählter Absolventenstudien der 90er-Jahre. Mannheim (unveröff. Ms.)

Ferger, E. (1996): Ein Sozialwissenschaftler im internationalen Consulting: Ein Erfahrungsbericht. In: Alemann, H. von; Vogel, A. (Hg.): Soziologische Beratung. Praxisfelder und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich

Fricke, W. (1998): Der gesellschaftliche Kontext von Sozialwissenschaft. In: Howaldt, J./Kopp, R. (Hg.): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis. Berlin: edition sigma, S. 21-40

Gerst, D.; Kuhlmann, M. (1998): Unternehmensfinanzierte Sozialforschung – Erfahrungen im Rahmen einer Evaluation von Gruppenarbeitsprojekten. In: Howaldt, J./Kopp, R. (Hg.): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis. Berlin: edition sigma, S. 251-272

Gibbons, M. et al. (1994): The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies. London

Groth, T. (1999): Wie systemtheoretisch ist „Systemische Organisationsberatung"? Neuere Beratungskonzepte für Organisationen im Kontext der Luhmann'schen Systemtheorie. (2. überarb. Aufl.). Münster: Lit

Hahn, A. (1988): Verständigung als Strategie. In: Haller, M.; Hoffmann-Nowottny, H.-J.; Zapf, W. (Hg.): Kultur und Gesellschaft. Frankfurt/M., New York: Campus, S. 346-359

Hardwig, T. (1998): „Lieber den Spatz in der Hand" – Industriesoziologen und Organisationsberatung. In: Howaldt, J./Kopp, R. (Hg.): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis. Berlin: edition sigma, S. 109-122

Holzer, H. (1982): Soziologie in der BRD. Theorienchaos und Ideologieproduktion. Berlin, Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter

Howaldt, J. (1997): Ein neues Selbstverständnis der Sozialwissenschaft in der Praxis – der Industriesoziologe als Missionar. In: Lange, H.; Senghaas-Knobloch, E. (Hg.): Konstruktive Sozialwissenschaft. Münster: Lit, S.189-210

Howaldt, J. (1998): Organisationsberatung als Aufgabe eines sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitutes – Bemerkung zu einem neuen Selbstverständnis der Soziologie. In: Howaldt, J./Kopp, R. (Hg.): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis. Berlin: edition sigma, S. 73-84

Kern, H. 1979: Kritische Industriesoziologie? In: Kern, H. (Hg.): Kampf um die Arbeitsbedingungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 231-245

Kieserling, A. (1993): Konturen einer soziologischen Unternehmensberatung. Bielefeld (unveröff. Ms.)

Kieserling, A. (2000): Die Soziologie der Selbstbeschreibung. In: Berg, H. de; Schmidt, J. (Hg.): Rezeption und Reflexion. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 38-92

Kromrey, H. (1999): Diplom-Soziologie – und was dann? Berlin (unveröff. Ms.)

Kopp, R. (1998): Ein neuer industriesoziologischer Projekttypus – Konzeptionelle und methodische Überlegungen zur Organisationsberatung. In: Howaldt, J./Kopp, R. (Hg.): Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis. Berlin: edition sigma, S. 272-286

Lamnek, S. (1974): Soziologen ohne Soziologie? Zum Verhältnis der Berufschancen von Soziologen und Berufsadäquanz ihrer Ausbildung. In: Soziologie, Heft 3, S. 176-206

Lamnek, S. (1984): Praxis und Berufsfeldorientierung der Soziologenausbildung. In: Soziologie, Heft 2, S. 103-129

Lamnek, S. (1993): Zur Professionalisierung der Soziologie in Deutschland. In: Lamnek, S. (Hg.): Soziologie als Beruf in Europa. Berlin: edition sigma, S. 11-55

Lange, E. (1978): Zur beruflichen Absorption und Substitution von Sozialwissenschaftlern. In: Soziologie, Heft 2, S. 63-82

Lange, H. (1997): Sozialwissenschaften zwischen akademischer Etablierung und außerakademischer Herausforderung. In: Lange, H.; Senghaas-Knobloch, E. (Hg.): Konstruktive Sozialwissenschaft. Münster: Lit, S. 49-78

Lau, Ch. (1984): Soziologie im öffentlichen Diskurs. In: Soziale Welt, Jg. 35, S. 407-428

Lehmann, J. (1997): Ansprüche an eine solide Beraterqualifizierung für Soziologen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 20, S. 65-76

Lepsius, R. (1979): Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967. In: Lüschen, G.: Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug. Opladen: WDV, S. 25-70

Luhmann, N. (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Luhmann, N. (1993): Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften. In: Luhmann, N. (Hg.): Soziologische Aufklärung 3 (3. Aufl.). Opladen: WDV, S. 321-334

Luhmann, N. (2002): Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Lutz, B.; Schultz-Wild, R. (1986): Aufklärung als Gestaltung – zur Rolle der Sozialwissenschaften bei technisch-organisatorischen Innovationsvorhaben. In: WSI Mitteilungen, Jg. 39, S. 669-678

Matthes, Joachim (1981): Einführung in das Studium der Soziologie (3. Aufl.). Reinbek: Rowohlt

Parsons, T. (1968): Professions. In: International Encyclopedia of the Social Sciences, Jg. 12, S. 536-547

Parsons, T. (1971): Some Problems Confronting Sociology as a Profession. In: Tiryakian, Edward A. (Hg.): The Phenomenon of Sociology. A Reader in the Sociology of Sociology. New York: Appleton-Century-Crofts, S. 325-247

Rammert-Faber, Ch. (1982): Erfahrungen mit der praxisorientierten Ausbildung für Diplomsoziologen in Bielefeld. In: Soziologie, Heft 1, S. 47-61

Remmele, K.; Ritsert, J.; Voegelin, L. (1976): Zur Diskussion um „Praxisbezug" und „Berufsperspektive" in den Sozialwissenschaften. In: Sozialwissenschaften: Studiensituation, Vermittlungsprobleme, Praxisbezug. Orientierungshilfe für Studenten und Dozenten. Frankfurt/M., New York: Campus, S. 9-36

Rüschemeyer, D. (1973): Professions. Historisch und kulturell vergleichende Überlegungen. In: Albrecht, G.; Daheim, H.; Sack, F. (Hg.): Soziologie. René König zum 65. Geburtstag. Opladen: WDV, S. 250-260

Schmidt, G. (1980): Zur Geschichte der Industriesoziologie in Deutschland. In: Soziale Welt, Jg. 31, S. 257-278

Stichweh, R. (1994): Formen der Differenzierung zweier Systeme beruflichen Handelns in modernen Gesellschaften. In: Stichweh, R. (Hg.): Wissenschaft, Universität, Professionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 278-336

Stichweh, R. (1996): Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: Combe, A.; Helsper, W. (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 49-69

Strodtholz, P.; Kühl, S. (2002): Qualitative Methoden der Organisationsforschung – ein Überblick. In: Kühl, S.; Strodtholz, P. (Hg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 11-32

Weltz, F. (1997): Beobachtende Teilnahme – ein Weg aus der Marginalisierung der Industriesoziologie. In: Lange, H.; Senghaas-Knobloch, E. (Hg.): Konstruktive Sozialwissenschaft. Münster: Lit, S. 35-48